

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 7

51. Jahrgang

Juli 1997

Wir sollen uns von einer Kirche, die Mühen hat, nicht abwenden, sondern Gutes von ihr reden.

Hartmut Löwe

Vernachlässigte Mitte

Wo immer man heute in den modernen Industrieländern – nicht nur in Deutschland – der katholischen Kirche begegnet, fällt ihre große innere Vielfalt auf. Die Geschlossenheit des kirchlich-katholischen Milieus gehört der Vergangenheit an – selbst wenn auch der deutsche Milieukatholizismus vergangener Zeiten durchaus vielfältiger war, als man sich ihn heute gerne vorstellt.

Deutlich ablesen läßt sich die Entwicklung an den auseinanderdriftenden Richtungsmilieus innerhalb der Kirche. Rechtskonservative Gruppen kämpfen für den Erhalt dessen, was sie für unaufgebbar römisch-katholisch halten. Sogenannte Lebensrechtsschützer setzen die Bischöfe unter Dauerdruck. Um reformorientierte Gruppen ist es nur deshalb stiller geworden, weil sie mehr als ernüchtert sind über das Erreichte.

Wie ist Koexistenz bei so viel Dissens möglich?

Kirchenenttäuschte und Kirchenträumer, ein Kirchenvolksbegehren „contra“ und der Versuch, mit einer Aktion „pro“ zu antworten, Liebhaber von Orchestermessen hier und Anhänger des „neuen geistlichen Liedes“ dort, Vertreter eines Christentums, das dezidiert in Distanz geht zu Staat und Gesellschaft in Deutschland – zumindest was die geltende Abtreibungsregelung angeht –, und Christen, die ihre kritische Haltung eher in „linken“ Fragen wie dem Asylrecht, der Sozialpolitik bzw. der Entwicklungshilfepolitik zeigen. Geistliche Bewegungen bilden außerhalb des gewohnten pfarrlichen Umfelds spirituell beheimatende Milieus heraus;

Pfarreien fühlen sich angesichts von so viel Pluralität erst recht überfordert.

Wie auch immer die Themen im einzelnen auch heißen, das Meinungsspektrum ist unter Katholiken kaum erkennbar geringer als in der Gesamtbevölkerung: Feministinnen und Anti-Feministinnen, Jugendverbände, deren politische Sympathien links-ökologisch ausfallen, und neuere Gruppierungen, deren politisches Herz eher rechts schlägt. Gruppen, denen der Abstand zwischen moderner Kultur und christlichem Glauben nicht groß genug sein kann, stehen denen gegenüber, die sich weigern, in der Gegenwart nur noch alles schwarz sehen zu sollen.

Bis hierher könnte man der Ansicht sein, die Vielfalt an Meinungen habe sich in den letzten zehn, 15 Jahren lediglich quantitativ ausgeweitet. Tatsächlich geht es aber um mehr bzw. um etwas qualitativ anderes. Kritik an der Kirche ist heute nicht mehr nur eine Angelegenheit einzelner mehr oder weniger begründeter dissidenter Urteile zu Fragen von Disziplin und Lehre der Kirche. Kirchenkritik – und mit ihr eine nachhaltige Distanz zu kirchlichen Institutionen – ist fast schon zum festen Bestandteil der Identität vieler Katholiken geworden.

Kirchenkritik ist längst nicht mehr nur eine Angelegenheit von Reformbefürwortern. Ob „rechts“ oder „links“, ob „konservativ“ oder „fortschrittlich“, ob engagiert oder liturgisch-ästhetisch interessiert, das Neuartige besteht in einer auffallend häufig anzutreffenden Unzufriedenheit. Zuweilen kann man den Eindruck haben, die Kirche bestehe zunehmend vor allem aus sich gegenseitig mehr oder weniger bekämpfenden oder bestenfalls ignorierenden Teilgruppen. Ist die Koexistenz angesichts von so viel Dissens bzw. ist ein

Miteinander bei so wenig tragender Substanz auf die Dauer möglich? Muß angesichts von so viel Vielstimmigkeit kirchliches Christentum nicht nachhaltig Schaden nehmen? Was kann getan werden, um mögliche problematische Folgewirkungen möglichst gering zu halten, um sich als Kirche auf diese Situation besser einzustellen?

Es ist kennzeichnend für die gegenwärtige kirchliche Situation, wenn diese Schwierigkeiten unter sehr verschiedenen Bedingungen gespürt und erste Versuche unternommen werden, dem entgegenzuwirken. Es geht dabei um Bemühungen, die kirchliche Mitte, das allen Gemeinsame zu stärken. Vor Jahresfrist wurde in den USA unter der Leitung des inzwischen verstorbenen Kardinals *Joseph Bernardin* ein sogenanntes „Common ground project“ begonnen (vgl. HK, Oktober 1996, 497 ff.). Eine ungewöhnliche Koalition aus Laien und Klerikern unterschiedlicher Provenienz will damit versuchen, der gerade in der US-Kirche grassierenden Polarisierung unter Katholiken entgegenzuwirken.

Selbst wenn sich die Verhältnisse in Deutschland von der Lage in den USA deutlich unterscheiden, der Tendenz nach ist hier durchaus Ähnliches festzustellen: So widmete der Mainzer Bischof *Karl Lehmann* seinen diesjährigen Fastenhirtenbrief dem Thema Stärkung einer „lebendigen Mitte“ in der Kirche (vgl. HK, April 1997, 216).

Bei allen Unterschieden zwischen diesen beiden Initiativen, vor allem auch zwischen den Ländern, auf deren Lage hin diese beiden Vorstöße unternommen wurden, geht es im Kern doch um einen durchaus vergleichbaren Befund: Die katholische Kirche treibt einer inneren Polarisierung entgegen, die man nicht unbesehen voranschreiten lassen darf. Es braucht Kräfte, die das, was auseinandertreibt, zusammenhalten, die einen realistischen Blick auf die pastoralen Verhältnisse haben, die Vereinseitigungen und Übertreibungen abzubauen bzw. einzuordnen in der Lage sind und sie damit unschädlich machen können.

Verständnis für institutionelle Abläufe wird weniger aufgebracht

Die Gegensätze, die heute kirchliches Leben prägen, sind weniger die traditionellen konfessionellen Gegensätze oder die historisch gewachsenen Unterschiede zwischen den verschiedenen Sozial- und Frömmigkeitsformen. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Integration der Vorstellung vom modernen Subjekt in die Kirche.

Man mag die Entwicklung, die die Kirche in dieser Hinsicht nimmt, bedauern: Sie ist jedoch weithin unvermeidlich. Und mehr als das. Menschen, die ihr Subjektsein in der demokratisch regierten, freiheitlichen Gesellschaft entdeckt und entwickelt haben, vermögen nicht einzusehen, warum sie diesen Status in der Kirche nicht besitzen sollen. Die Moderne macht nicht vor den Toren der Kirche halt, sondern durchdringt die Gemeinschaft der Glaubenden – ob dies ihre amtlichen Vertreter nun gutheißen oder nicht. Und selbst die

entschiedensten Kritiker dieser Entwicklung verhalten sich in ihrem Sinne.

Im übrigen handelt es sich durchaus nicht um eine lediglich von außen an die Kirche herangetragene Entwicklung. Auch die Besinnung des Zweiten Vatikanischen Konzils auf die grundlegende Gleichheit aller Getauften zeitigt Wirkungen. Traditionelle Arbeitsteilungen zwischen Lehramt und Theologie, zwischen Klerus und Laien, zwischen Männern und Frauen werden problematisiert, neue Arbeitsteilungen sind nur begrenzt in Sicht.

Zu der entstandenen Situation trägt bei, daß die *institutionelle Dimension* von Kirche generell eine Abwertung erfahren hat. Die Bereitschaft, sich in den bestehenden Gremien für das Ganze der Kirche einzusetzen, nimmt nicht nur deshalb ab, weil sich der über Jahrzehnte erstreckende Einsatz für manche Reformziele als schwierig bis vergeblich herausgestellt hat. Das Verständnis für institutionelle Abläufe, für den nötigen Ausgleich innerhalb einer weltweiten, damit unter sehr unterschiedlichen kulturellen Verhältnissen lebenden Gemeinschaft wird weniger aufgebracht. Gremienarbeit, das mühsame Bohren dicker Bretter, das Bilden von Koalitionen zur Erreichung bestimmter Ziele, die Auseinandersetzung über komplexe Sachgebiete – all dies hat es gegenwärtig nicht zufällig auch im politisch-gesellschaftlichen Raum schwer.

Die *Mediengesellschaft* trägt ihren Teil zur Lage der Kirche bei, ist aber selbstredend nicht im Kern für das Problem verantwortlich zu machen. Medien registrieren, was von einer zu erwartenden Normalität abweicht. Schon aufgrund der Sachgesetzmäßigkeiten medialer Öffentlichkeit haben es die Extreme leichter, wahrgenommen zu werden. Tragende Teile des Katholizismus kommen folgerichtig unverhältnismäßig wenig vor. Der mit Lehrentzug belegte Theologe und der erzkonservative Vertreter des kirchlichen Lehramtes erhalten in den Medien faktisch ein größeres Gewicht als Bischöfe und Theologen, die einer mittleren Position zuzuordnen sind und ausgleichend wirken oder doch zumindest wirken könnten.

Aber – und das macht z. T. die Brisanz des Themas aus – die Schwäche dessen, was man mit „Mitte“ bezeichnen könnte, hat auch mit „hausgemachten“ Entscheidungen und Entwicklungen innerhalb des gegenwärtigen Pontifikates zu tun. Wenn die kirchliche Mitte gegenwärtig schwach ist, dann auch deshalb, weil in einigen Fällen Inhaber des Bischofsamtes die Aufgabe, diese Mitte zu symbolisieren und – so schwer es faktisch auch ist – aktiv zu fördern, nicht wahrnehmen.

Wenn Bischofskandidaten nicht nach ihrer Fähigkeit gesucht werden, als „Brückenbauer“ in ihren Ortskirchen zu fungieren, darf man sich nachher nicht wundern, wenn Ortskirchen an der Amtsführung solcher Bischöfe auseinanderzubrechen drohen. Die einende Funktion des Bischofsamtes kann nicht zum Zuge kommen, wenn Bischöfe wie Symbolfiguren minoritärer Richtungen innerhalb der Kirche dastehen und nicht über das Vertrauen tragender Schichten der eigenen Diözese verfügen.

Oder man nehme den aktuellen Konflikt zur Frage der Mit-

wirkung kirchlicher Beratungsstellen innerhalb des staatlich anerkannten Systems. Sollte sich hier eine in Deutschland eindeutig minoritäre Position mit römischer Unterstützung durchsetzen, dann wird dies gerade die Stellung jener beschädigen, die die tragenden Schichten der Kirche hierzulande ausmachen. Daß Bischöfe bereits darüber nachdenken, ob sie in einem solchen Fall nicht gleich zurücktreten sollten, spricht Bände.

Minderheiten blockieren erfolgreich Reformvorhaben

Die Unsicherheit, mit der z. T. die Medien diesen Konflikt verfolgen, verdeutlicht die besondere Konstellation. Die nachhaltigsten innerkirchlichen Konflikte werden heute nicht dadurch ausgelöst, daß reformorientierte Minderheiten reformverweigernden Mehrheiten bzw. Lehramtsvertretern gegenüberstehen. In manchen Fragen ist es bereits so weit, daß Minderheiten Reformen mit allen Mitteln zu blockieren suchen und darin durchaus Erfolg haben. Von Synode zu Synode, von Forum zu Forum sprechen sich auffällige Mehrheiten für moderate Reformschritte aus, ohne daß – zumindest bisher – sonderliche Wirkungen erkennbar wären. Auf Dauer wird dies das Verhältnis von Schichten zur Kirche beschädigen, die man bisher wenigstens zu ihrer Mitte zählt.

Bei der Vorstellung, die Mitte der Kirche zu stärken, integrativ zu wirken in einer von Polarisierung bedrohten Gemeinschaft, geht es nicht einfach darum, die Wahrheit immer in der Mitte suchen zu wollen. In der Mitte wozwischen, wäre da zu fragen. Mit (schlechten) Kompromissen läßt sich der kirchliche Problemstau allein nicht abbauen. Einerseits erinnert dieser Denkansatz an elementare kommunikative Regeln, die aber im kirchlichen Alltag gegenwärtig zu wenig zum Zuge kommen.

Zum anderen wird die Stärkung der integrativen Elemente in der Kirche nicht ohne den Versuch aller zu bewerkstelligen sein, sich immer wieder um eine Konzentration auf das zu bemühen, was allen Parteien und Polarisierungen vorausliegt. Die Feststellung, daß dies nur der *eine* Glaube sein kann, zu dem sich alle bekennen, klingt nur auf den ersten Blick banal. Was dieser *eine* Glaube zu einem jeweiligen Zeitpunkt und an einem jeweiligen Ort ist, muß immer wieder neu ausgemacht werden. Der bloße Verweis auf theologisch und ökumenisch noch so bedeutsame Bekenntnistexte allein reicht hier nicht aus.

Die Kirche muß im übrigen ein elementares Interesse daran haben, daß sich auf allen Ebenen, von der Ortsgemeinde bis zu ihrem Bild in der Weltkirche, vom Religionsunterricht bis zur Medienöffentlichkeit die Gewichte nicht zugunsten der Polarisierung verursachenden Themen und zu Lasten des für sie zentralen Glaubenszeugnisses verschieben. So wichtig innerkirchlich die Frage ist, wie die Kirche mehr Vorsteher von Gemeinden bekommt und wie Frauen die ihnen angemessene Stellung in der Kirche einnehmen können – eine

Kirche, die sich nur mehr mit Themen dieser Art beschäftigt, verliert an Kredit in den Fragen, die für ihren Verkündigungsauftrag eigentlich wesentlich sind.

Die Vielstimmigkeit im Katholizismus wird bleiben. Das Ziel aller Bemühungen um mehr Integration ist nicht die Verminderung dieser Vielstimmigkeit um jeden Preis und womöglich auf autoritärem Weg, sondern die Suche nach geeigneten Methoden und Wegen, mit dieser Pluralität leben zu lernen, ohne daß Brüche und schismatische Entwicklungen voranschreiten, die dann wieder über längere Zeiträume mühsam abgebaut werden müssen. Ohne aber auch, daß Kirche als eine erkenn- und unterscheidbare gemeinschaftliche Größe hinter lauter Individualismen unsichtbar wird. Mitte heißt – das Ganze nicht aus dem Blick verlieren, eine Freiheitlichkeit leben, bei der sich der einzelne, wenn es darauf ankommt, um eines höheren Zieles willen auch zurücknehmen kann.

Kirchliche Einheit will ständig neu aktiv erworben sein

Auch wenn sich über Wahrheit im letzten nicht abstimmen läßt – Mehrheiten, große Mehrheiten lassen sich in vielen strittigen Fragen, die ja in der Regel nicht den Glaubenskern betreffen, dauerhaft nicht übergehen. Entscheidungen von gesamt- oder teilkirchlicher Relevanz, ohne daß die betroffenen Teil- und Ortskirchen in die Beratung nicht substantiell einbezogen wurden, schaden genau diesem Zusammenhalt. Eine Lehramtspraxis, die den „sensus fidelium“ zu wenig beachtet, verschärft die Polarisierung, die man sonst bedauert.

Kirchliche Einheit – das ist gegenwärtig deutlich zu spüren – wird weniger einfach institutionell als gegeben angesehen werden dürfen, sondern will im Dialog ständig neu aktiv erworben sein. Aus dem in erster Linie ökumenischen Thema „Einheit“ wird so ein innerkatholisches Streben nach Einheit. Erkenntnisse aus der Ökumene „nach außen“ lassen sich inzwischen im Innenraum anwenden.

Ähnlich verhält es sich mit dem viel beschworenen Thema Dialog. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil öffnete die katholische Kirche den Weg für den Dialog mit den nicht-christlichen Religionen, mit dem Judentum, mit der säkularen Kultur – äußerlich sichtbar in der Schaffung entsprechender Institutionen innerhalb der römischen Kurie. Wenn heute aber Dialog eingefordert wird, ist damit eher der Dialog „nach innen“ gemeint als der „nach außen“.

Die Stärkung der kirchlichen Mitte ist unumgänglich, weil sich unter den Bedingungen einer sich pluralisierenden Kultur die traditionellen Grenzen zwischen „innen“ und „außen“ zu verflüchtigen begonnen haben. Dialog ist in dieser Situation mehr als ein Verfahren, um den Streit über mehr oder weniger zentrale Einzelfragen beizulegen. In ihm kommt zum Ausdruck, inwieweit sich die katholische Kirche der Herausforderung moderner Pluralität zu stellen bereit ist, um so den Zusammenhalt des Ganzen kommunikativ zu sichern.

Klaus Nientiedt